

# Das Dragqueen-Abendmahl verspottet Christen

Hätten Frankreich und das IOK den Mut auch für die Satire auf einen gewissen Propheten gehabt? Von Martin Grichting

Vielleicht hätten sich das Internationale Olympische Komitee (IOK) und Frankreich, die für die Eröffnungszereemonie der Sommerspiele in Paris verantwortlich zeichnen, an Giulio Andreotti erinnern sollen. Denn der wusste noch, dass ein Dementi bedeutet, eine Nachricht zweimal zu verbreiten. Ähnliches ist nun bei der Eröffnung der Olympischen Spiele geschehen. Niemand hätte vergangene Woche an der Seine eine Erinnerung an längst verkündete biblische Botschaften erwartet, schon gar nicht einen prominenten Werbespot für das zentrale Glaubensgeheimnis der katholischen Kirche, das Sakrament der Eucharistie. Aber die Persiflage des letzten Abendmahls durch Dragqueens und ein Transgender-Model hat gezeigt, dass man selbst in der Herzkammer des Laizismus am Christentum immer noch nicht vorbeikommt.

Dass den Katholiken von den religiös interessierten Veranstaltern der Vorzug gegeben wurde, dürfte damit zusammenhängen, dass Anhänger gewisser Propheten sich für eine unerwünschte Form der Glaubensverkündigung mutmasslich mit dem Niederbrennen ganzer Quartiere bedankt hätten. Bei den Christen, deren Gründer sich noch am Kreuz verspottet liess, war solches nicht zu befürchten.

Und in der Tat: Die französischen Bischöfe, einst glühende Verfechter von Blasphemiegesetzen, sind durch die Französische Revolution und das Gesetz zur Trennung von Staat und Kirche aus dem Jahr 1905 geläutert. Sie haben cool reagiert und einfach zutiefst bedauert, dass das Christentum verspottet worden sei. Denn inzwischen haben sie ihren Voltaire gelernt, der in seiner Toleranzschrift an die alte römische Maxime erinnerte: «Beleidigungen, die den Göttern widerfahren, müssen die Götter rächen» – und eben nur diese. Dank dem Gratis-Mut des IOK und von Macrons Leuten kommt es also nicht zum Aufstand, der Polizeikräfte binden würde, die anderweitig dringend gebraucht werden.

## Politische Implikationen

Gleichwohl fragt man sich, was das IOK und Frankreich geritten hat, ohne Not Religion und Sport so prominent und so problematisch zu vermischen. Denn die Olympioniken von 2024 sind dadurch nicht nur mit ihren eigenen Grundsätzen in Konflikt geraten. Die Freakshow von



Abendmahl der Dragqueens. Das Bild postete der offizielle X-Account der Olympischen Spiele.

Paris hat auch politische Implikationen. Im erwähnten Trennungsgesetz heisst es vom französischen Staat, er anerkenne keine Religion. Kurioserweise kennt Frankreich immerhin die Religionen, zumindest dann, wenn es darum geht, sie vor der Weltöffentlichkeit zu demütigen. Wie soll künftig der Staat in der religiös explosiven Lage Frankreichs als ehrlicher Makler auftreten, wenn er sich religionspolitisch so zwiespältig verhält?

In der olympischen Charta steht, Ziel des Olympismus sei es, den Sport in den Dienst der harmonischen Entwicklung der Menschheit zu stellen, um eine friedliche Gesellschaft zu fördern. Jede Form von Diskriminierung eines Landes oder einer Person aufgrund von Rasse, Religion, Politik, Geschlecht oder aus anderen Gründen sei mit der Zugehörigkeit zur olympischen Bewegung unvereinbar.

Nun war es bekanntlich um die sittliche Integrität der IOK-Funktionäre schon seit längerem nicht zum Besten bestellt. Solange es jedoch nur um Korruption ging, konnte man dem Treiben mit Kopfschütteln zuschauen. Wenn nun aber entgegen den eigenen Regeln seitens des IOK religiös diskriminiert wird, um sich mit einem PR-Stunt beim Wokeismus anzudienen, wird der olympische Gedanke selbst zur Satire.

Aber es geht um mehr: Dem IOK und auch dem indirekt gegen Russland Krieg führenden Frankreich muss zu denken geben, wenn Putins Reich den olympischen Woke-Steilpass dankbar aufnimmt, um damit im Westen zu spalten und zu versuchen, vom freiheitlichen Staat enttäuschte Christen auf die eigene Seite zu ziehen. So liess sich die russisch-orthodoxe Kirche, ein Büro der putinschen PR-Abteilung, postwendend mit dem

besorgten Kommentar vernehmen: «Ein kulturell-historischer Selbstmord geht in einer der einst christlichen Hauptstädte der europäischen Zivilisation vor sich.» Auch hier ist die olympische LGBTIQ-Satire ein Bumerang, der ihre Urheber trifft: Antidemokratische Despoten betrauern den Untergang der westlichen Freiheitskultur. Und die Grande Nation bietet ihnen dafür ein Podium.

Gefährlich sind die olympischen Zauberlehrlinge jedoch letztlich aus einem anderen Grund. Im vorliegenden Kontext kann man es sinnigerweise mit einem Franzosen erklären. Der Liberale Benjamin Constant hielt in seinem monumentalen Religionswerk im Jahr 1825 den Aufklärungsphilosophen des 18. Jahrhunderts vor, antike Religionen wie die ägyptische und die indische nur deshalb gelobt zu haben, um das Christentum demütigen zu können.

Um die christlichen Priester zu schmähen, habe man Loblieder auf die Brahmanen gesungen. Voltaire und Konsorten hätten dem Evangelium, das sie schlecht gekannt hätten, die Veden vorgezogen, von denen sie überhaupt keine Ahnung gehabt hätten. Das sei, so Constant, jedoch nicht bloss ein historischer Irrtum gewesen, sondern ein realpolitisch gefährlicher. Denn in Tat und Wahrheit seien die antiken Religionen despotisch gewesen. Sie in ignoranter Form hervorzuholen und zum Modell zu erklären, bedeute deshalb, dem zeitgenössischen Despotismus zuzuarbeiten. Gemeint war damit die Restauration im Frankreich von Ludwig XVIII. und Karl X., die das Ancien Régime wieder auferstehen lassen wollten.

## An den Grundfesten gesägt

Ein ähnliches Muster kann man im aktuellen Zusammenhang erkennen: Das Christentum, das zu den geistigen Grundlagen der freien westlichen Welt gehört, wurde in Paris mithilfe der philosophisch-agnostischen Theoreme der woken LGBTIQ-Gedankenwelt lächerlich gemacht. Diese Theorien sind nicht nur widerchristlich, sondern fallen auch hinter die Gesellschaft der Freien und Gleichen zurück, weil sie wieder eine Art von Ständestaat implementieren wollen. Denn nicht mehr das Individuum zählt, sondern die Gruppe, sei sie weiss, schwarz, männlich, weiblich oder queer.

Das IOK und Frankreich haben deshalb im Namen Olympias nicht nur die Menschen gespalten, statt sie zu einen. Sie haben an den Grundfesten des Westens gesägt, die ihnen überhaupt ermöglichen, Andersgläubige zu verspotten. Der geschmähte Jesus hätte dazu wohl gesagt: «Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.»

Vielleicht hätte es zur Vermeidung des Schusses ins eigene Knie statt Andreotti auch der gute alte Chesterton getan, der bemerkte: «Lästerei ist nicht toll. Lästerei ist ihrer Natur nach prosaisch. Sie betrachtet in alltäglicher Weise etwas, das andere und glücklichere Menschen hingerissen und poetisch betrachten.»

Martin Grichting war Generalvikar des Bistums Chur und beschäftigt sich publizistisch mit philosophischen sowie theologischen Fragen.

# Ossisein als Lebensthema

In der Wendezeit-Komödie «Zwei zu eins» spielt Peter Kurth einen Utopisten, dessen Weltbild mit dem Mauerfall zusammenbricht

PAMELA JAHN

Peter Kurth liebt den direkten Weg. Die erste Frage stellt er. Zu Beginn des Gesprächs will er kurz klären, um welchen Film es geht. Kein Wunder. Der Schauspieler ist derzeit geschäftiger denn je. Am Abend zuvor feierte er mit «Micha denkt gross» beim Filmfest in München Premiere. Seine Rolle in der ARD-Produktion ist zwar verhältnismässig klein. Aber so ist Kurth. Er brennt für jede seiner Figuren. Für ihn zählt nur, dass er spielen kann.

Wie gut er ist, hat sich längst herumgesprochen, auch international. Seit er sich als Bruno Wolter in «Babylon Berlin» für zwei Staffeln gefühlt die ganze Serie auf seine Schultern lud. Wenn Kurth etwas anpackt, dann richtig. Alles oder nichts. Er ist kein Darsteller für die Galerie. Bei ihm ergibt jedes Zucken im Auge Sinn.

Derzeit ist er als Markowski in «Zwei zu eins» zu sehen. «Ein Utopist, ein Intellektueller, ein Visionär», schwärmt Kurth. Der Kinofilm von Natja Brunckhorst erzählt eine in Ansätzen wahre Geschichte, die zur Wendezeit in Halberstadt spielt. Was auf den ersten Blick als leichte Sommerunterhaltung daherkommt, ist im Kern ein nachdenklich stimmender Beitrag zur derzeitigen politischen Lage in Deutschland.

Denn Markowski, der sein ganzes Leben an die sozialistische Idee gebunden hat, muss sich plötzlich fragen, wie es jetzt für ihn weitergeht. Kurth ist selbst in Mecklenburg aufgewachsen, aber damals, vor 35 Jahren, war er noch ein junger Mann: «Als die Mauer fiel, war ich zweiunddreissig. Meine Kinder waren noch klein. Ich hatte noch die Chance, den Mut und den Willen, mich neu zu orientieren. Und die Lust, die grosse Lust, mich zu verändern.»

## Kämpfer für die Sache

So ähnlich geht es im Film auch den drei Jugendfreunden, gespielt von Sandra Hüller, Max Riemelt und Ronald Zehrfeld. Im heissen Sommer 1990, wenige Tage vor der deutsch-deutschen Währungsunion, stossen sie unverhofft auf die heimlich eingelagerten Millionen der DDR. Mit Markowskis Hilfe schleppen die Abenteurer Säcke voller Ostmark aus einem unterirdischen Schacht. Bald darauf ist die ganze Nachbarschaft involviert in ein ausgeklügeltes Warentauschsystem. Ihr Plan ist es, die mit Mikrowellen und Topf-Sets anrauschenden Kapitalisten über den Tisch zu ziehen.

Typen wie Markowski sind Kurths Spezialität. Er ist gross, wenn er die Kleinen spielt. Die Verbrauchten und die Geprügelten. Wie in Thomas Stu-

bers Spielfilmdebüt «Herbert» (2016), in dem Kurth einen kranken Ex-Boxer verkörpert, der sich als Türsteher durchschlägt. Eine fulminante und preisgekrönte Leistung, die ihn seitdem von der Bühnenarbeit abhält. «Zu DDR-Zeiten bin ich durch die Theater gegangen», erinnert sich Kurth. Magdeburg, Stendal und Leipzig waren einige der wichtigsten Stationen. Nach Hamburg und zum Film kam er im Jahr 2000, da war er längst über vierzig. Heute sagt er über den Standortwechsel: «Ich spürte nie wirklich den Druck, rüberzugehen.»

Bei der Frage, wie er die Wendejahre in der ostdeutschen Kulturszene erlebt habe, kommt der 67-Jährige ins Erzählen. «Wir haben nach einer langen Zeit der Agonie angefangen umzudenken. Es herrschte Zukunftsglauben. Fast alle Theater haben die Türen aufgemacht. Nach den Vorstellungen wurde das Haus offen gelassen, es gab Diskussionsrunden, stundenlang.»

Doch auf Hoffnung folgte Ernüchterung: «Unsere Idee war es, eine Autonomie zu erreichen, um dann in eine Verhandlungsbasis einzutreten und nicht in eine katastrophale Übernahme.» Vieles in der Zeit sei schiefgelaufen. «Da kamen die Herren von der Treuhand und haben Gelder eingesteckt, aber nie investiert. Verbrechen sind passiert. Knallharte Verbrechen. Und das immer auf den Köp-

fen der Leute.» Die Nachwirkungen sind bis heute spürbar. Und wenn Kurth redet, packt ihn bei dem Thema die Wut: «Wenn der Herr Merz sich heute hinstellt und sagt, «wir hätten es den Osis besser erklären müssen», da kriege ich das grüne Kotzen. So etwas sagt kein Staatsmann.»

Kurth ist ein Kämpfer, immer im Einsatz für seine Figuren, für die Sache, für Recht und Gerechtigkeit. Aussen hart, innen weich. Sein Bezug zu seinen Rollen ist physisch, über den bulligen Körper, die kratzige Stimme, das massige, in Falten gelegte Gesicht. Nicht jeder kennt ihn beim Namen, aber seine Miene vermisst man nicht.

## Einer, der sich querstellt

Die Herkunft aus dem Osten ist Kurth indirekt zum Lebensthema geworden. Über Auftritte in «Good Bye, Lenin!» oder Andreas Dresens «Whisky mit Wodka» kam er vor zehn Jahren mit Thomas Stuber und dem Drehbuchautor Clemens Meyer zusammen. Beide sind in der ehemaligen DDR geboren, man verstand sich. Auf «Herbert» folgte das DDR-Provinz-Melodram «In den Gängen». Gegenwärtig ist Kurth mit dem Duo im Rücken als Ermittler Koitzsch im «Polizeiruf» aus Halle an der Saale zu sehen.

Auch das gehört zu ihm: knurrige Kommissare, in denen es brodeln. Von

2011 bis 2015 war er zunächst Mitglied im Frankfurter «Tatort»-Team. Kurth selbst sieht diesen Teil seiner Karriere eher nüchtern: «In dem Genre kann man in Deutschland das beste Geld verdienen. Im Moment gibt es ja vorwiegend Krimis und Kochshows.»

Trotzdem. Sein Koitzsch ist anders, nicht nur abgerockt, ambivalent. Bei der Physik und Präsenz, die Kurth ausstrahlt, kommen einem deutsche Schauspielgrößen wie Götz George oder Günter Lamprecht in den Sinn. Endlich ist da wieder einmal einer, der sich querstellt. Einer, der von innen gegen das System angeht.

Markowski mag ruhiger sein, resignierter; angepasster ist er nicht. Er lässt sich vom Zukunftsglauben der jungen Leute mitreissen, wenigstens ein Stück. Das unterscheidet ihn im Wesentlichen von dem Wendevertreter Bruno, den Kurth in Daniel Brühls Regiedebüt «Nebenan» auf die fieseste Pointe genau spielt.

Dass Kurth als Schauspieler immer noch einen Trumpf in der Hinterhand zu haben scheint, macht ihn gleichermassen sympathisch und unberechenbar. Wie er das schafft? «Ich habe immer versucht, bewusst zu arbeiten», sagt er, «also diesen Beruf als Berufung zu verstehen. Nicht, um den Leuten zu zeigen, wie geil ich bin und wie gut ich das kann. Es geht immer um die Ideen. Es geht immer um das Problem.»